r. 120. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 6. März 1911

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen.

Von [Nachdruck verboten.]

Adolf Matthias.

Soweit bis jetzt bekannt ist, soll in den Lehrplan der Fortbildungsschulen, welche demnächst durch Gesetz neu organisiert werden, der Religionsunterricht nicht aufgenommen werden. Wie verlautet, sind die beiden zunächst in Frage kommenden Fachminister, die Minister für Handel und Gewerbe und für die Landwirtschaft, nicht für die Einreihung dieses Unterrichts in den Lehrplan begeistert, und alles, was man aus den eigentlich fachmännischen Kreisen hört, die auf die Sache und nur auf die Sache Gewicht legen, deutet darauf hin, daß man den Religionsunterricht nicht in den Fortbildungsschulen wünscht. Der Wunsch, diesen Unterricht in die besagten Schulen hineinzuzwingen, besteht eigentlich nur in kirchlich interessierten Kreisen oder bei parteipolitischen Gruppen, welche der Kirche Vorspanndienste zu leisten stets bereit sind. Man kann nur wünschen, daß diejenigen, denen es lediglich um die Sache selbst zu tun ist, den Sieg davontragen. Dieser könnte den Fortbildungsschulen nur nützen und sie zu allen Kreisen, die bei ihrer Begründung mitzuwirken haben, beliebt machen.

Der Religionsunterricht würde — man muß es einmal offen aussprechen — in den Fortbildungsschulen nur ein die Ruhe, den Frieden und die Einheitlichkeit des Betriebes störendes Element bilden. Wer das intime Leben unserer höheren Schulen aus jahrzehntelanger Beobachtung kennt, wird das auch von ihrem Religionsunterricht sagen müssen auf die Gefahr hin, wegen dieser offenen Aussprache sich Angriffen auszusetzen. Es ist aber besser, eine Wahrheit, die etwas Niederdrückendes an sich hat, offen zu sagen, als einem schönen und beglückenden Wahn mit religiösen Phrasen Vorschub zu leisten. Der Religionsunterricht in unseren höheren Schulen ist einmal da und man tut gut, der historischen Tradition die Pietät und Treue zu bewahren; aber eine einigende, eine beruhigende und eine vertrauenerweckende Wirkung übt er vielfach nicht mehr aus.

Wenn gegen die Träger des katholischen Unterrichts noch in den letzten Tagen bei der Kommissionsberatung des Kultusbudgets von beachtenswerter Seite das Mißtrauen ausgesprochen ist, ob diese Lehrer nach dem Modernisteneide noch in Geschichte und Deutsch, falls sie darin Unterrichtsberechtigung besitzen, einwandfreien Unterricht zu geben vermöchten, so zeigt ein solches Mißtrauen schon, welche Beunruhigung uns die Zukunft bringen kann. Und der katholische Religionsunterricht kann doch überhaupt nur bei allseitigem und gegenseitigem Entgegenkommen in der Schule, die eine Veranstaltung und eine im Auftrage des Staates wirkende Einrichtung ist, seine Stellung halten. Wenn morgen am Tage aus irgendeinem außerhalb der staatlichen Interessen liegenden kirchlichen Grunde den katholischen Religionslehrern von ihrer kirchlichen Behörde die Erlaubnis zu ihrem Unterricht entzogen wird, so kann der Staat gegen eine solche Kaltstellung nichts machen, als weiterhin die von ihm Angestellten zu bezahlen und in ihren weltlichen Rechten zu schützen. Der Staat ist also, mit klaren Worten gesagt, der geduldete und duldende Teil in seiner eigenen Schule. Das ist eine Tatsache, die etwas Beschämendes und Niederdrückendes an sich hat, die aber nicht gerade ein beruhigendes und vertrauensvolles Moment in die Schule trägt: es rollt in ihr ein fremder Tropfen Blut, der alle Augenblicke unangenehme Wallungen hervorrufen kann. Deshalb hüte sich die Fortbildungsschule vor diesem fremden Bestandteil, der ihr keine Freude und keinen Segen bringen wird.

Auch der evangelische Religionsunterricht hat seine großen Schattenseiten. Wer mit ernstem pädagogischen Maßstab diesen Unterricht mißt, der muß sich sagen, daß das Zuviel gedächtnismäßig erworbener Bibelsprüche und Gesangbuchverse, daß die zahlreichen gedankenlos erworbenen und unverstandenen dogmatischen Sätze und Vorstellungen, der reiche historisch-theologische Lehrstoff, das System von Satzungen sowie die Unterscheidungslehren, die Erwachsene kaum verstehen, kurz der umfangreiche, gänzlich unfruchtbare Wissensstoff eine didaktische Last für die Schule ist, die trotz aller Mühe, welche man sich gegeben hat, zu sichten, und die Streu von dem Weizen zu sondern, von dem so wenig zu schlichter Frömmigkeit genügen könnte, noch immer unerträglich ist. Nimmt man hinzu, daß der Riß, der durch unser evangelisches kirchliches Glaubensleben geht, auch in der Schule sich bemerkbar macht, daß gerade die wissenschaftlich tüchtigsten Religionslehrer, die nicht als Sklaven eines toten Buchstabenglaubens dumpf und stumpf lehren, sondern als Jünger eines freien, frohen und mächtig wirkenden Geistes, der in hoher Betrachtung über dem Buchstaben schwebt, einen sehr schweren Stand haben, und daß der Zwiespalt zwischen Konfirmandenunterricht und Schulunterricht in die jungen Herzen, die sich bis dahin schlichter Haus- und Kinderfrömmigkeit erfreuten, vielfach Unruhe und Zweifel wirft, an die sie Zeit ihres Lebens denken, dann soll man den Fortbildungsschulen sehr raten, sich auf ihre eigentlichen Aufgaben streng zu beschränken.

Und wozu auch, da wir nun einmal ein konfessionell gespaltenes Volk sind, diese Spaltung in neue Schulen hineintragen, wo die alten Schulen schon genug darunter leiden? Unsere deutschen Auslandsschulen haben deshalb in pädagogischer Klugheit den Religionsunterricht nicht in ihren Lehrplan; und daß die deutsche Jugend da draußen schlechter ist als die unsrige, hat noch niemand behauptet. Unsern Landsleuten in der Fremde sagt eben ihr gesunder Menschenverstand, daß die wahrhaft frommen Leute nicht deshalb gut sind, weil sie fromm sind, sondern fromm, weil sie gut sind.

Ein ganz besonderer Grund kommt aber schließlich noch hinzu, weshalb sich die Fortbildungsschulen energisch wehren sollten, den Religionsunterricht aufzunehmen. Diejenigen, die ihnen diesen Unterricht aufdrängen wollen, werden getrieben von dem Edelmut der Bevormundung. Und diese Bevormundung geht hervor aus dem Utilitätsprinzip, die Autorität des Staates und der herrschenden Stände, die man vielfach nicht mehr in den alten mechanischen und patriarchalischen Formen vor sich sieht, mit den Stützen der Religion zu festigen. Eine solche Bevormundung ist aber höchst unangebracht. Die jungen, denen man sie in den Fortbildungsschulen zugedacht hat, wollen nichts davon wissen, sie haben eine natürliche und gesunde Abneigung gegen allen religiösen Gesinnungsdruck und religiöse Gesinnungsmacherei; denn sie leben, wie wir alle, im Staate der Hohenzollern, deren größter das Wort gesprochen hat, daß ein jeder nach seiner Fasson in Preußen selig werden kann, und der einmal einem Fürsten, der sich unberufen in religiöse Dinge mischen wollte, das mahnende Wort zugerufen hat: „Für die Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen; wir sind alle blind in diesem Felde." Auch der schlichte Mann im Volke hat eine feine Empfindung dafür, daß die weite Pforte und der breite Weg, den viele wandeln und den auch er zu wandeln gezwungen werden soll, die Kirche ist, und daß die enge Pforte und der schmale Weg ein guter und frommer Lebenswandel ist. Diesen Weg zu gehen, bedarf er nicht des Religionszwanges der Fortbildungsschulen und nicht der Bevormundung durch die sogenannten besseren Stände, die am besten tun, vor ihrer eigenen Türe zu kehren.

Plauderei.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schüler.

Es gibt Leute, die nur deshalb Galerien und Museen besuchen, weil sie Stoff für Tischgespräche gewinnen wollen. „Wovon soll man denn reden?" meinte einer dieser modernen Bilderstürmer: „Man kann doch nicht ausschließlich vom Theater sprechen." Diese Worte waren nicht gerade geeignet, meine Ansicht über gesellschaftliche Vergnügungen zu korrigieren. Das gemeinsame Band, das den Wirt und seine Gäste verbindet, ist — die Furcht vor der Langeweile. Um sie zu bannen, ruft man die Musen zu Hilfe. Gesang und Saitenspiel sollen die Stunden kürzen. Schubert und Brahms sind als Lückenbüßer gerade gut genug. Und für ein Fixum von soundso viel Mark oder gegen die Verpflichtung der Entnahme von Konzertbillets spenden Spielmann und Sängerin der rauchenden und verdauenden Gesellschaft die Perlen deutscher Kunst. Ich habe auch schon deklamieren hören. Junge Mädchen, die die Mysterien ihrer Seele in selbstgemachter Lyrik offenbarten. Das ist billiger. Die Mädchen taten es umsonst. Diesem und jenem blasierten Gesellschaftsmann stieg das Blut in die Wangen. Aber Damen und Herren, die einem das Wort Prostitution niemals verzeihen würden, wohnten der feelischen Entkleidungsszene bei, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Es gibt Menschen, von denen mit ehrfürchtiger Bewunderung berichtet wird: sie könnten „eine ganze Gesellschaft unterhalten". Dies ist das höchste Lob, das die Leute zu vergeben haben. Um solche Tausendsassas ist ein großes Gereise. Sie sind geladen mit eigenen und mit fremden Witzen und haben ein so fabelhaftes Gedächtnis, daß sie fast niemals in Gefahr geraten, sich vor demselben Publikum zu wiederholen. Seitdem es keine Hofnarren mehr gibt, haben diese Geister nicht mehr die gebührende Gelegenheit, sich zu betätigen; aber unser gesellschaftliches Leben gewährt ihnen einen, wenn auch nur unvollkommenen Ersatz. Sie gleichen den Jongleuren im Varieté, die allabendlich ihr Publikum unterhalten, indem sie bunte Kugeln in die Luft werfen und wieder auffangen. Wer das zum erstenmal sieht, der ist entzückt. Wer es aber öfter sieht, den ermüdet die Monotonie der Darbietungen, und er merkt, daß der Anschein der Leichtigkeit und der Eindruck der Improvisation nur ein Produkt mühsamer und vieljähriger Uebung sind.

Die Sorge, wie man die Gespenster der Langeweile bannt, ist so alt, wie die Gesellschaften selbst. Spaßmacher und Musentöchter wurden schon in klassischer Zeit zu den Gastmählern zugezogen, um den ungeladenen Gast, der sich Stumpfsinn nennt, von der Tafel zu verscheuchen. Und die alten Römer und Griechen zerbrachen sich genau so wie die Berliner von heute den Kopf darüber, was sie bei Tische reden sollten. In einem Bande, der sich „Tischgespräche" nennt — herausgegeben von Konrad und erschienen bei Georg Müller — gibt Plutarch eine ganze Anzahl von Kostproben antiker Unterhaltungskunst. Hat man erst den üblen Geschmack überwunden, den die Erinnerung an Gymnasiastenpein heraufbeschwört, dann nimmt man mit staunendem Interesse wahr, wie wenig sich doch so ein oller Jrieche von einem modernen Mitteleuropäer unterscheidet. Dieser treffliche Feuilletonist beherrscht die Formen der Lebenskunst wie nur einer: so wenn er seinen Lesern den Tip gibt, ein so nützliches Thema wie die Liebe zu behandeln oder sich beim Nachbar durch eine Unterhaltung über sein wertes Ich beliebt zu machen. Es ist kein übler Rat, einem Gastmahl nicht nur mit dem Bauche, sondern auch mit der Seele beizuwohnen und kein Gelage zu verlassen, ohne einen neuen Freund gewonnen zu haben. Ueber die Frage: wie placiere ich meine Gäste? wird manch nützlicher Wink gegeben; eine gute Tischordnung gehörte eben von jeher zu den schwierigsten Dingen, und gegen Abfütterungen en gros wendet sich Plutarch mit einer Entschiedenheit, als wenn er in Berlin W. am eigenen Leibe die traurigsten Erfahrungen gemacht hätte.

Was für Scherze darf man sich bei Tische leisten? Ist vielfache Nahrung besser oder einfache? Warum essen die Juden kein Schweinefleisch? Wieso lesen alte Leute in der Ferne besser als in der Nähe? Woher kommt es, daß Wolle Läuse erzeugt? Warum lädt man zu Hochzeiten soviel Gäste ein? War das Ei eher oder das Huhn? Haben die Weiber ein kälteres oder ein hitzigeres Temperament als die Männer? Darf man einen mitbringen, wenn er nicht eingeladen ist? Welches ist die beste Tischmusik? Diese und andere Fragen werden mit einer Gründlichkeit abgehandelt, die allerdings nach unserem Geschmack schon etwas stark Pedantisches hat. An der Ungeniertheit, mit der auch schlüpfrige Themata besprochen werden, würde die Prüderie unserer Zeit wohl Anstoß nehmen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich um Herrendiners handelt, und daß die Damen, die tanzend, singend und spielend daran teilnahmen, nur Objekte, nicht aber Subjekte der Unterhaltung waren. Einen großen Raum nehmen philosophische Erörterungen ein. Ob das ein Vergnügen war, weiß ich nicht. Ich kann's mir aber nicht recht denken. Vor philosophischen Kanonen würde jedenfalls bei uns zulande das Gespenst der Langeweile schwerlich Reißaus nehmen.

Die Kunst der Plauderei lernt sich nicht aus Büchern. Kein Konversationslexikon lehrt, wie man Konversation machen soll. Das ist ein schlechter Tischherr, der sich seinen Stoff aus dem Meyer holt. Eine Plauderei ist kein Monolog. Man kann sich nicht darauf vorbereiten. Denn es gehören mindestens zwei dazu. Wie zum Tennisspiel. Du magst noch so geschickt bedienen und empfangen: es nützt dir nichts, wenn dein Widerpart nicht ebenso geschickt ist. Erst dann ist dem Hinüber und Herüber des Balles mit Grazie ad infinitum Raum gegeben.

Aus nichts etwas machen: das ist die Kunst des lieben Gotts, des Feuilletonisten und des Plauderers. Mit der Unterhaltung ist es wie mit der Liebe: sie kommt und sie ist da. Fix und fertig. Vom Augenblick geboren, wie Venus, da sie dem Schaum entstieg. Sie lebt von den Eingebungen des Moments. Denn man geht nicht in Gesellschaft, um am Abend noch einmal zu hören, was am Morgen in der Zeitung stand. Ein geschickter Causeur braucht kein Gedächtnis zu haben, sondern „nur" Esprit.

„Causeur", „Esprit", „Konversation": es ist bezeichnend, daß wir im Deutschen keine gleichwertigen Worte haben. Die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts haben aus der Konversation eine Kunst gemacht. Und noch heute verstehen sie sich besser darauf als andere.

Nun sind es zwar nicht immer die nützlichsten Mitglieder der Gesellschaft, die sich in Gesellschaft nützlich machen. Die Leute, die sich außerhalb der Gesetze stellen, entfalten oft die größten gesellschaftlichen Talente. Abenteurer und Talmigrafen sind vielfach Künstler der Geselligkeit. Es gehört mit zu ihrem Metier. Casanova wäre nicht Casanova gewesen, wenn er nicht so entzückend geplaudert hätte. Geniale Hochstapler haben immer von dem Mißbrauch der Bewunderung gelebt, die ihre gesellschaftlichen Vorzüge den Mitmenschen abnötigten. Aber deswegen ist noch lange nicht jeder Stumpfbock ein wertvoller Mensch. Der Mangel an gesellschaftlichen Fähigkeiten ist durchaus kein Zeichen von innerer Bedeutung. Und unsere Diners sind keineswegs amüsanter geworden, seitdem man die Menüs verdeutscht und französische Sauce durch germanische Tunke ersetzt hat.

Kunst und Heizung.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Harms.

Heizen ist eine Kunst. Sonst aber haben Kunst und Heizung wohl nicht allzuviel organische Verbindung miteinander. Desto mehr: unorganische aber, und zumal hier in London.

Der Engländer, zäh wie er am Althergebrachten hängt, hat eine ganz verrückte Methode, seine Zimmer zu heizen. Er hat noch die alten, offenen Kamine aus den Urvätergaen der Holzfeuerung, heizt sie aber, dieweil das billiger ist, mit Kohle. Verschwenderischer kann

Palaud und Rothschild.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 6. März.

Palaud, der Lichtkönig, macht wieder von sich reden. Er hat dem Baron Alfons v. Rothschild einen Brief geschrieben, in dem er die Schuld an der Entlassung der an den Streiks im vorigen Herbst beteiligten Elektriker und an der Weigerung, diese heute wieder anzustellen, dem Einfluß des Barons und seiner jüdischen Strohmänner in den Verwaltungsräten zuschreibt. Er droht, daß das Volk vor den Fenstern des Barons manifestieren werde. Diese Manifestation wird dem Baron Alfons v. Rothschild höchst gleichgültig sein, da er schon seit sechs Jahren tot ist. Palaud irrt sich in der Adresse; er meint den Baron Eduard, den Sohn des Verstorbenen, der sich aber auch nicht viel aus den Drohungen machen dürfte. Der Brief des Syndikatssekretärs hat keine Bedeutung, aber ein gewisses psychologisches Interesse durch das Hineinspielen antisemitischer Tendenzen in die Streikbewegung. Palaud hat im übrigen außer Rothschild auch den Ministerpräsidenten Monis mit einem Brief beehrt, diesem aber schickte er statt eines rekommandierten Schreibens einfach ein „Petit Bleu" (Rohrpostbrief). Er verlangt, daß Monis die Wiederanstellung der Elektriker ebenso vertrete wie die Wiederanstellung der Eisenbahner, sonst —!

Der Wiener Besuch des Zaren Ferdinand.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ Wien, 6. März.

Die politischen und diplomatischen Kreise sind durch die gestrige Begegnung des Königs Ferdinand mit dem Kaiser Franz Josef ebenso überrascht worden, wie die große Oeffentlichkeit. Das geht aus allen Aeußerungen von Diplomaten hervor, die darüber befragt wurden. Selbst Persönlichkeiten, die sonst über die politischen Vorgänge gut unterrichtet sind, hatten von dem bevorstehenden Besuch des Königs in Schönbrunn keine Ahnung. Das ist auch leicht erklärlich, denn das Erscheinen des bulgarischen Zaren ist auf dessen persönlichen Entschluß zurückzuführen. In Hofkreisen wird versichert, der König habe, ausschließlich von dem Wunsche beseelt, die persönlichen Beziehungen zum Kaiser zu erneuern, für den er die größte Verehrung hegt, auf dem Rückweg von Koburg in Wien halgemacht, um dem Kaiser für den Glückwunsch zu seinem fünfzigsten Geburtstage zu danken. Obwohl danach diese Begegnung auf rein persönliche Motive zurückzuführen ist, so wird sie, wie mir versichert wird, auf die Gestaltung der Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien großen Ein-